

Es ist eine Tatsache, daß sogar gesunde Menschen in ihren Lungen Tuberkelbazillen beherbergen. Aber sie erkranken nicht, da ihre Empfänglichkeit für Tuberkelbazillen gering ist. Die Tuberkelbazillen können sich in ihnen nicht vermehren, sie werden gewissermaßen überwunden von dem gesunden Organismus. Es handelt sich also auch darum, die Empfänglichkeit der Menschen für die krankmachenden Keime zu vermindern. Das kann erreicht werden durch all die sozialen Maßnahmen, um deren Durchführung die Arbeiterklasse in so schwerem Kampfe ringt: Verkürzung der Arbeitszeit, Erhöhung des Lohnes, stärkere Kontrolle der Arbeitsstätten, Schuhvorrichtungen bei den Arbeiten, die mit der Entwicklung von Staub verbunden sind; sachkundiger ärztlicher Beistand auf jeder Arbeitsstätte, um ein beginnendes Leiden schnell erkennen zu können und eventuell einen Berufswechsel zu veranlassen. Alle diese Maßnahmen zusammen genommen sind geeignet, der Tuberkulose zu steuern.

In der Bekämpfung der akuten Infektionskrankheiten, so der Cholera, des Typhus, der Genickstarre, haben die behördlichen Maßnahmen in Deutschland ganz außerordentliches geleistet. Ja, man kann diese Maßnahmen und die Erfolge, von denen sie gekrönt worden sind, als ein Ruhmesblatt in der Geschichte der angewandten medizinischen Wissenschaft bezeichnen. Aber die hier erreichten Erfolge sollen keine Mahnung zur Bescheidenheit für die Arbeiterklasse sein, sie sollen vielmehr ein Ruf zum Streite sein, ein Ruf zum Streite nach einer Ausdehnung der von der Wissenschaft als notwendig erkannten Maßnahmen auch auf den Kampf gegen die Tuberkulose, und ein Ruf zum Streite um bessere Lebensbedingungen schlechthin. Nur so kann der Kampf gegen die akuten und chronischen Infektionskrankheiten wirklich erfolgreich geführt werden. Die medizinische Wissenschaft hat uns Mittel und Wege gezeigt, wie man die Krankheiten verhindern kann. Wollte man die ungeheuren Mittel, die dem Volke heute zur Verfügung stehen, im Kampfe gegen die ansteckenden Krankheiten, namentlich gegen die Tuberkulose, verwenden, und all die sozialen Maßnahmen ergreifen, die im Kampf gegen die ansteckenden Krankheiten und speziell gegen die Tuberkulose vonnöten sind, so gäbe es keine Tuberkulose mehr. Auch die anderen ansteckenden Krankheiten würden in ihrer Bedeutung für das Volksleben kaum noch in Betracht kommen. Wir dürfen das ohne Übertreibung sagen. Der Kampf gegen die Tuberkulose scheitert nicht an dem Unvermögen der medizinischen Wissenschaft, sondern einzig und allein an den sozialen Verhältnissen. Dieselben sozialen Verhältnisse, aus denen die Tuberkulose als eine Volkspeste herausgewachsen ist, sind es auch, die den Kampf gegen die Tuberkulose erschweren. Nicht etwa, als ob wir bestreiten wollten, daß durch behördliche Maßnahmen schon heute manches im Kampfe gegen die Tuberkulose geleistet worden ist. Aber das soll uns nur ein Ansporn sein zu einer weiteren Ausdehnung des Kampfes gegen die Tuberkulose und zu einer Ausgestaltung dieses Kampfes gegen die Sinne, daß an richtigen Ende, an den sozialen Grundlagen der Tuberkulose eingegriffen wird.

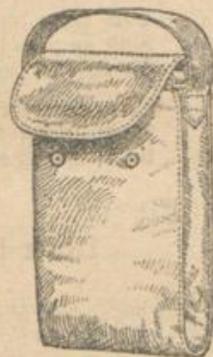
o o o

Kochbeutel.

Will man sich keine Kochkiste anfertigen, wie sie in diesen Blättern wiederholt, zuletzt in Nr. 2, empfohlen wurde, so kann auch ein Kochbeutel sehr gute Dienste tun. Er ist besonders dort angebracht, wo es an Raum zum Unterbringen einer Kochkiste fehlt. Der Kochbeutel besteht aus zwei Lagen von warmem Stoff, die ein dickes Zwischenfutter von Zeitungspapier erhalten. Zum Bezug können beliebige alte Stoffreste, zum Innenfutter sogar alte Strumpfschäfte, sofern sie nur sauber gewaschen und ausgebleicht wurden, zusammengestückt werden. Zum Zwischenfutter werden Zeitungsbogen zehn- bis zwölffach je dreimal zusammengeknüllt, wieder glattgestrichen, aufeinandergelegt und schließlich mit großen Stichen durchgesteckt, so wie man Steppdecken durchnäht. Man tut gut, den Beutel nicht zu klein zu arbeiten. Die Höhe betrage etwa 40 bis 50 Zentimeter, die Weite 120 Zentimeter. Um die Weite zu erzielen, müssen noch geknüllte Zeitungsbögen gut übergreifend angeheftet werden. Zum Boden werden die Stofflagen in tiefe Falten gelegt, denen innen und außen ein rundes oder viereckiges Stück Stoff von etwa 12 Zentimeter Durchmesser aufgesetzt wird. Man achte aber darauf, daß das Bodenloch auch gefüttert wird. Etwa 5 Zentimeter vom oberen Rande des Beutels entfernt werden einige Ringe angebracht, durch die man ein Band zum Zubinden des Beutels leitet. Um auch kleinere Köpfe nach Belieben vermerken zu können, bringe man 5 bis 10 Zentimeter tiefer noch eine Reihe Ringe an, durch die ebenfalls Band gezogen wird. Band eignet sich

hierfür besser als Schnur. Will man den Kochbeutel besonders hübsch ausstatten, so beziehe man ihn außen mit bunt gemustertem Kattun. Das Essen, das man in dem Kochbeutel gar machen will, muß vom Kustochen ab 5 bis 45 Minuten vorgekocht sein. Der Topf darf 5 Minuten vor dem Hineinsetzen nicht mehr geöffnet werden, um den Dampf zusammenzuhalten. Einige Zeitungsbogen breitet man in der Nähe des Herdes sternförmig aus, stellt den Topf die Mitte, hüllt ihn flink von allen Seiten in Papier ein und stellt ihn in den Kochbeutel, wo die Speise etwa doppelt so viel Zeit zum Garwerden braucht, als auf dem Herde. Die Vorkochzeit beträgt für Nudelsuppen, Gries, Sago, Hafer- und Gerstentodden, Nudeln, Makkaroni, Reis und dergleichen 5 Minuten, Hülsenfrüchte, Graupen, Grünkern brauchen, wenn man sie 12 bis 24 Stunden vorher einweichen ließ, 15 bis 30 Minuten Vorkochzeit. Die meisten Kohlkarten desgleichen. Rindfleisch zur Suppe und zum Gemüse, gedämpftes oder geschmortes Fleisch, das recht eng im Topf liegen und mit Sauce bedeckt sein muß, braucht 30 bis 45 Minuten Vorkochzeit. Eingeweichtes Backobst quillt besonders schön aus, wenn es abends 5 Minuten vorgekocht und über Nacht in den Kochbeutel gestellt wird.

Gibt man einem etwas kleiner gehaltenen und noch dicker gefütterten Beutel einen wasserdichten Bezug und ein kleines wasserdicht bezogenes Kissen, das an einem Bändchen hängt, stattet man ihn ferner mit einer möglichst genau hineinpassenden großen Schaffnerlampe oder einem der bekannnten Esstückeröpfe aus, so bildet der Beutel für viele Arbeiter und Arbeiterinnen, die über Mittag nicht nach Hause können, ein bequemes Mittel, um sich ein warmes Essen nach der Arbeitsstelle mitzunehmen und viele Stunden lang warm zu halten. Arbeiter stecken einen Kochbeutel, in dem sich ein Esstückeropf befindet, am besten in den Rucksack. Man kann einen Rucksack auch direkt mit Holzwohle füttern wie eine Kochkiste. Der Raum zum Aufnehmen einer Schaffnerlampe mit Kaffee und eines Esstückeropfes wird sorgfältig ausgespart und nach Belieben mit Stoff abgefüttert. Die Hausfrau gibt morgens das Essen, das nur vorgekocht, nicht einmal ganz gar zu sein braucht, direkt vom Feuer in den Behälter, deckt ein passendes Holzwohle auf, und der Arbeiter findet am Mittag ein heißes, gargekochtes Gericht „aus Mutter's Küche“ vor. Für Bureauangestellte geeignet sind in verschiedenen Größen käufliche Flasche, mit Gummireifen abgedichtete Emailgefäße mit festem Verschluss, die man im Kochbeutel in Altknappen liegend unterbringen oder mit Papier umhüllt, als Paket transportieren kann. Man sehe bei Anfertigung dieser zum täglichen Mitnehmen berechneten Beutel nicht so sehr auf Pierlichkeit als auf gutes Warmhalten. Das kleine Kissen unter der Verschlussöffnung, die mit einer Schnur zugezogen wird, ist unerlässlich, ebenso eine außen übergreifende Klappe, die mit Druckknöpfen geschlossen werden kann. Angenehm ist auch ein Stoffbeutel. Praktische, weil lange heiß bleibende Kochbeutelgerichte zum Mitnehmen sind Brühkartoffeln, Reisfleisch, Hülsenfrüchte, Milchreis, alle mit Fleisch zusammengekochten Gemüsegerichte, auch dicke Suppen. Nicht nur bei der Arbeit in der Werkstatt, im Bureau und im Freien bewahren sich die kleinen Kochbeutel, sondern auch bei den sonntäglichen Wanderungen der Arbeiterjugend, kurz überall, wo man gern unabhängig vom Wirtshaus ist.



Kleiner Kochbeutel zum Mitnehmen von angekochten Speisen nach der Arbeitsstätte.

o o o

Zum Nachdenken.

Für Millionen von Frauen ist die Vereinigung von hauswirtschaftlicher Tätigkeit, Mutterschaft und Beruf ein bitteres Nüch. Bitter besonders darum, weil diese Vereinigung einseitigen nicht eine Um- und Neuordnung, sondern einfach eine Mehrbelastung bedeutet. Der Zwang der Not hat den Frauen zu dem vollgerüsteten Maß hauswirtschaftlicher und mütterlicher Arbeit einfach noch eine Überlast erwerbender Tätigkeit aufgebürdet. . . .

Die Berufsarbeit ist ein Nuß, kein Ruß sind dagegen die Begleitumstände, kein Nuß ist die Fortdauer der menschenmordenden Überlast. Hier kann geholfen werden, und hier muß geholfen werden, und es ist nichts eigentümlicher, als daß die Hausfrauen und Mütter und erst recht jene, die der dreifachen Belastung zu erliegen drohen, nicht längst schon und nicht nur als einzelne, sondern als Masse erkannt und demzufolge gefordert haben, was hier nottut.

Henriette Fürth.



heiliger Abend.

Es klingelt. Schril und störend hallt
Es durch den abendlichen Schimmer.
Ein Knabe, kaum zehn Jahre alt,
Tritt auf mein Öffnen in das Zimmer.

Ein brüchig Stimmchen wispert leis:
„Herr, Rienholz hätt' ich zu verkaufen!“
Indeß die Wangen schmal und weiß
Blutwellen wechselnd überlaufen.

Und Augen heften sich auf mich,
Umflattert von verwasch'nen Strähnen,
So hilflos, weh und flehentlich,
Als wären 's festgeronnene Tränen.

Ich weiß nicht, was mich da ersäht,
Warum ich mich so jäh erhoben
Und dann dem Kinde voller Hast
Die karge Gabe zugeschoben. . . .

Die Stirn ans Fenster hingepreßt
Starr ich geschreckt aus aller Ruhe . . .
Es heult der Wind, der Regen näßt . . .
Das Kind hat keine ganzen Schuhe. . . .

Dort schleicht es müd und regenfeucht
Durch Gassen, die sich festlich schmücken.
Bald hängen Bäume voll beleucht
Und Kinder jubeln voll Entzücken.

Dann klingen Glocken ernst und schwer
Und fromme Seelen hört man singen:
„Vom Himmel hoch da komm ich her“ . . .
Wird er dem Kind wohl Schuhe bringen?

Karl Bröger.

Friede auf Erden.

Von Adolf Schmitthenner.

Es gibt ein Dörflein, liegt also fernab von aller Welt, daß gute und schlechte Mär zwei Monate später dorthin kommt als sonst an irgend einen Fleck in deutschen Landen. So geschah es, daß man um die Weihnachtzeit des Jahres 1648 in selbigem Dorfe noch nicht wußte, daß nach dreißigjährigem Kriegsjammer Friede worden war im Vaterland, und doch hatten die Herren Gesandten zu Münster und Osnabrück schon am 25. Oktober mit umständlicher Feierlichkeit das letzte große Punktum gesetzt. Bald nach Martini zwar ist ein fahrender Gefelle gekommen, der erzählte im Wirtshaus, es sei Fried im Reich, und er selber habe gesehen, wie die Bauern drunten am Strom auf der Heerstraße ihre Schweine zu Markt getrieben hätten; aber niemand glaubte es ihm. Einer holte den alten Schulmeister. Der fühlte dem Fremden auf den Zahn durch allerlei Fragen. Als der Gefelle erzählte, daß er auf der hohen Schule zu Padua gewesen sei, und daß man dort jetzt den Stoßbege unter dem Rodschöß trage, da raunte der Schulmeister den andern zu: „Traut ihm nicht; 's ist ein Lateinischer,“ und schier gar hätte der Wandersmann für seine Friedensbotschaft noch Schläge bekommen.

So wählten sich die Leute mitten im Kriege. Wer etwa in Feld oder Wald zu schaffen hatte, nahm einen guten Gefellen mit. Abwechselnd trugen sie das Feuerrohr, und ehe sie an die Arbeit gingen, suchten sie das Umland ab; während der eine Holz machte oder ackerte, stand der andere auf Wache. Einigemal hatten sich bewaffnete gezeigt; sie wurden durch Schüsse vertrieben. Ob es versprengte Soldaten waren oder Raubgesindel, wußte man nicht. Allsonntäglich fügte der Pfarrer dem großen Kirchengebet die Bitte um den ehlen Frieden bei, und fast alle andermal ließ er sein Dieb- lingslied singen: „Ach Gott, vom Himmel sieh darein und laß dich es erbarmen!“ Er war stimmlos, seit ihm die Kroaten den Schwoedenitrunk mit heißem Wasser gegeben hatten, und hatte seitdem keine gute Stunde mehr. Aber er versah noch sein Dienstlein, und die Leute verstanden ihren Hirten; auch konnten sie sich alle nah zu ihm heransetzen: Krieg, Pest und Hunger hatten ausgeräumt.

So war der Tag vor dem Christfest herangefommen. Niemand dachte mehr an die Friedensbotschaft des Lateinischen. Nur eine

hatte sie nicht vergessen. Das war des Nachtwächters alte Mutter. Sie hatte vor fünf Jahren ein böses Gelübde getan. Das quälte sie jetzt; denn sie lag im Sterben. Es war an einem Wintertag, da trugen sie ihr den Mann tot ins Haus. Vorüberstreichende Reiter hatten ihn aus Mitleiden geschossen, als er auf einem gefälligen Stamme saß und sein Brot verzehrte. Damals suchte sie dem Herrgott, weil er solch himmelschreienden Greuel geschehen ließ, und sie gelobte, nicht mehr zum Nachtmahl zu gehen, solange der Krieg währe. Jetzt lag sie krank zu Bett und wußte, daß sie sterben müsse, und sehnte sich nach der heiligen Kost. Aber als der Pfarrer ihr zuredete, sie solle der Sehnsucht Genüge tun, denn ihr Gelübde sei gottlos gewesen, da wandte sie sich zur Mauer und gab keine Antwort.

Heute nun warf sie sich unruhig auf ihrem Lager herum. Der Duftein quälte sie und noch etwas. „Mein Vater selig ist auf den Christtag gestorben,“ sagte sie in der Frühe. Nach einer Weile stöhnte sie auf.

„Was ist Euch, Mutter?“ fragte der Sohn und eilte ans Bett.

„Man ist doch auch ein Christenmensch!“ flüsterte sie.

„Morgen ist Nachtmahl in der Gemeinde,“ fing der Sohn wieder an, „wollt Ihr nicht auch, Mutter?“

Da fragte sie mit hastiger Stimme: „Ist Fried im Land?“

Der Nachtwächter schüttelte traurig den Kopf: „Wir erleben's nimmer, Mutter, Ihr nicht und ich nicht.“ Und er ging zur Tür hinaus.

Da trat ihr Enkelsohn an das Bett, ein baumlanger Kerl. Er war hinter dem Ofen gesessen und hatte an einem Span geschminkt. „Ich will in die Stadt gehen, Altmutter, und fragen, ob Krieg oder Fried ist. Morgen früh bin ich wieder da.“

„Ja, geh,“ flüsterte die Kranke in fliegender Hast. „Geh, ehe dein Vater kommt; er leidet's sonst nicht.“

„Wen soll ich fragen, Altmutter?“

„Im Torturm wohnt der Waibel. Seine Frau ist mein Paten- kind. Die frag, die weiß es. Sie hat von mir ein silbernes Salsafah zur Aussteuer. Das soll sie dir geben zum Zeugnis der Wahrheit, wenn Fried ist im Land. Geh, nimm deines Vaters Speiß mit; der Wolf —“

Aber der Junge hörte nicht mehr. Schon eilte er den Berg hinan der Waldschlucht zu.

Sechs Stunden war es bis zur Stadt. Der Weg dahin führte durch einsame Heide und wilden Wald, vorbei an ausgebrannten Mühlen und verlassenem Dörfern; dann stieg er hinunter ins breite, offene Tal an den großen Strom, wo die Heerstraße lief und die Städte lagen. Durch Wald und Heide trabte der Wolf, und durchs Tal zog Nordgesindel jahraus, jahrein, solches mit der roten Feder und solches mit der Sturmhaube, Schnapphähne und Soldaten.

Den Tag über lag die Alte still. Als der Sohn das Mittagmahl kochte — es war kein Frauenbild weiter im Haus —, fragte er: „Wo steckt denn der Bub?“ Aber er fragte mehr sich selbst als seine Mutter, und diese schwieg. Der Abend dämmerte. Da schaute der Mann besorgt nach in Stall und Scheune, blickte die Dorfstraße hinauf und kehrte stumm in die Stube zurück. Er setzte sich auf die Ofenbank. Es wurde finster. Die Mutter stöhnte. „Wollt Ihr was?“ fragte der Sohn von der Bank her.

„Er wird in die Stadt sein,“ jammerte die Kranke.

„Der Bub?“ rief entsetzt der Mann.

„Er will fragen, ob Fried ist im Land.“

„Mutter,“ schrie der Sohn, „Euch rech'n ich's zu, wenn er mir verdirbt!“

Die Kranke murmelte Unverständliches. Ihre Zähne schlugen zusammen. Beide schwiegen. Es ward völlig Nacht in der Stube. Nur die Augen der Hauslady leuchteten unter dem Ofen herauf.

Als der Orion über das Scheunendach schaute, stand der Mann auf, nahm das Horn von der Wand und verließ wortlos die Stube. Die Kage strich ihm nach bis an die Tür, dann sprang sie auf den Fenster Sims. Aber es wehte ein kalter Zug herein. Mit ein paar Sähen war sie wieder am Ofen, legte sich auf den alten Plak, und ihre Augen leuchteten nach dem Bett der Sterbenden hinüber.

Derweil stieg der Orion höher und höher, und jetzt schauten seine Sterne in die Waldschlucht hinein gleich unten am Dorf. Wolfsluch hieß sie, und die Leute wußten warum. Das Sternensicht drang hinab bis auf den schmalen, finstern Grund. Dort lag eine dunkle Masse fast regungslos, Mensch und Tier im Ringen auf Leben und Tod. Oben am Eingang zur Schlucht stand der Nachtwächter und spähte hinab. Aber der Blick ging über den Anäuel hinweg und der Kampf war lautlos; der tausende Odem der Ringenden verwehte, ehe der Lusthauch von dort heraufkam. In dem Augenblick, als der Vater sich umwandte dem Dörflein zu, tauchte aus der Tiefe der

Schlucht ein irrer Blick in das blinkende Sternlicht, und mit Himmelsgetöse schlug wie ein siegreicher Blitzstrahl ein Seelenschrei in die Unendlichkeit: „Herr Gott, ich muß der Altmutter zum Nachtmahl helfen!“

Der Nachtwächter war langsam hinaufgestiegen auf den Kirchhofshügel. Man sah dort am weitesten umher. Er spähte in die schneelose Landschaft hinaus; sein Blick weifte ein wenig bei den dunklen Tannen, die das Wolfsloch zudeckten. Dann ging der Mann langsam über den hellen Friedhof. An einem großen Grabhügel stand er stille. Hier lagen siebzehn, die auf zwei Tage an der Pest gestorben waren. Darunter auch sein Weib und zwei Mägdelein. Ein drittes, die älteste, hatte das Kriegsvolk mitgeschleppt. Sie war nimmer heimgekommen.

Nimmer heimgekommen! Da schnürte es ihm das Herz zu. Er dachte an seinen Vuben. Aber wie er nun, um von neuem zu spähen und zu lauschen, das Antlitz hob, leuchteten ihn die Sterne so mild und tröstlich an, daß ihm die Augen feucht wurden. Und mit einemmal fiel's ihm ein: Heute ist der Heiland geboren. Er schaute nach dem Stand der Gestirne. Es war um die halbe Nacht. Er nahm sein Horn und blies die zwölfte Stunde. Dann schritt er den Hügel hinab. Als er von der sternenhellen Höhe in die finstere Dorfstraße getreten war, hielt er stille und hub mit lauter Stimme zu singen an:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her;
Ich bring euch gute, neue Mär;
Der guten Mär bring ich so viel,
Davon ich singen und sagen will.“

Er wollte gerade weiter fahren: „Euch ist ein Kindlein heut geboren,“ da sah er eine hohe Gestalt die Dorfstraße heraufkommen. So hochgewachsen ist nur einer, jauchzte sein Herz, mein Vub! Mit raschen Schritten ging er ihm entgegen. Der Bursche kam langsam, er war barhäuptig, die Arme über der Brust gefaltet. Im Schatten einer Scheune stand er still. Halb freudig, halb verwundert trat der Vater ihm nahe. Aber ehe er fragen mochte, rief ihm der Sohn mit leiser, fremdartiger Stimme: „Vater, hol den Pfarrer; Altmutter kann zum Nachtmahl.“ Und flüsternd fügte er hinzu: „'s ist Friede!“

„Friede!“ schrie der Mann und taumelte zurück. „Friede!“ wiederholte er, und die Tränen stürzten ihm aus den Augen, und er zitterte wie im Fieberfieber. Eine Weile stand er in sich versunken und murmelte vor sich hin immer nur das eine Wort: „Friede.“ Dann raffte er sich auf und ging mit großen Schritten dem Pfarrhause zu. Des Sohnes hatte er vergessen.

Der ging langsam zurück. Oft blieb er stehen und presste die Hände auf die Brust. Aber nach kurzer Weile ging er weiter, vorbei am letzten Hause, wo die sterbende Großmutter lag. Zum Dorf hinaus, dem Wolfsloch zu schleppte er sich. Was trieb ihn an den grauenvollen Ort? Wollte er dem erwürgten Feinde noch einmal ins verglaste, bluttriefende Auge schauen?

Derweil hatte der Nachtwächter mit der Klinge der Hellebarde die Tür des Pfarrhauses aufgedrückt. Seinem Klopfen war nicht geöffnet worden. Man kannte dies Pochen zur Nachtzeit. Drinnen in der Stube lag der Pfarrer auf den Knien und bat Gott um den Gnadenstoß. Da rief des Nachtwächters bekannte Stimme in die Stube hinein: „Friede!“ Der Pfarrer sah mit stieren Augen hin, wie wenn er nichts begriffe. „Meine Mutter will sterben. Gebt ihr das Nachtmahl. Fried ist im Land!“ Da ward dem alten Manne das Herz überwältigt. Er brach in seinem stimmlosen Flüsterton in Schluchzen aus. Es klang zum Erbarmen.

Der Nachtwächter aber ging hinüber zum Schulmeister. Mit dem Knopf der Hellebarde stieß er an den Laden: „Ich bin's; macht auf!“

„Wo brennt's?“ rief der Schulmeister und öffnete den Laden.

Da legte der Nachtwächter seine Arme dem Mann um den Kopf, neigte das Antlitz ihm an die Wange und flüsterte ihm ein Wort ins Ohr. Der Schulmeister zuckte zusammen; dann weinten beide Männer Brust an Brust.

„Ich muß läuten; laß mich los!“ sagte endlich der Schulmeister. Aber sein Gefelle war seiner nicht mehr mächtig. Gewaltig machte sich der Greis frei, wedte seine Söhne und eilte zur Kirche hinauf, während der Nachtwächter sich wieder zum Pfarrhaus wandte.

Seit vierzehn Jahren waren die Glocken stumm. Zum letztenmal hatten sie geläutet zum Weihnachtsfest nach der Nördlinger Schlacht. Dann schwiegen sie, daß nicht die Nordbuben herbeigelockt würden. Und jetzt und jetzt schlugen sie wieder zusammen!

„Was macht so?“ fragten die Kinder.

„Es läutet,“ sagten die Alten. „Steht auf, Kinder; 's ist Fried im Land!“

„Wer ist der Fried?“ fragten die Kinder; „nimmt uns der Fried die Geiß weg und schlägt er uns den Vater blutig?“

„Schweigt, Kinder, und zieht euch an und betet!“

„Zur der Feind so sausen?“ fragten die Kinder furchsam. Aber die Mutter gab ihnen fürder keine Antwort. Da fingen sie an zu weinen und verkrochen sich jedes in sein bekanntes Verstecklein, und lauschten angstvoll dem fremden Getöse.

Abel klangen die Glocken. Die große war zersprungen. Gleich am Anfang des Krieges hatten die Mannsfelder sie und die mittlere, die nicht mehr da war, zum Turm hinabgeworfen und mitgeschleppt. Die große fand man später im Wald. Aber auch so klang es den Alten wie Himmelsgeläute.

Und doch war keine rechte Freude. Das Andenken an das erlittene Elend stand graufig auf. Jeder gedachte seines Verlustes, und die vielen Wunden der Seele bluteten alle zusammen. Starr saßen sich die Leute an, verstört standen sie auf der Gasse umher. Aber niemand zweifelte an der Wahrheit der Botschaft.

Von zwei Männern geführt kam der alte Pfarrer die Straße herab. „Die Lore geht zum Nachtmahl,“ sagten sich die Leute. Viele schlossen sich an. Der Zug ging nach dem letzten Haus.

Der Pfarrer trat mit dem Nachtwächter und dem ältesten Sohn des Schulmeisters in die Stube der Sterbenden. Ein Span wurde angezündet und an der Wand befestigt. Der Sigrift bereitete das Nachtmahltschlein am Bette der Kranken. Der Pfarrer beugte sich nieder, und wie ein starkes Geräusch leuchteten die klanglosen Worte: „Es ist Friede; wolt Ihr jezt zum Nachtmahl?“

Da suchte die Frau angstvoll mit den Augen und tastete auf der Bettdecke herum. „Wolt Ihr?“ wiederholte der Pfarrer. „Seht, Ihr müßt sterben. Macht Frieden mit Eurem Gott und ziehet hin im Frieden!“ Die Greisin riß die Augen auf und sah den Pfarrer starr an. „Wo ist das Salzfaß?“ flüsterte sie. Der Nachtwächter sagte: „Sie ist irr.“ Da trat ein harter, verschlossener Zug auf das Antlitz der Sterbenden. „Ich will —“ stöhnte sie. „Was wolt Ihr, Mutter?“ fragte der Sohn und nahm sie in den Arm. „Ich will so sterben,“ hauchte sie und deutete mit der Hand nach der Mauer. „Sie will der Wand zu sterben,“ sagte der Sohn.

In diesem Augenblick ging die Tür auf. Ein Haufen Männer stand draußen. „Sachte, langsam,“ riefen sie sich zu, und halb führten, halb trugen sie den Enkelsohn der Sterbenden herein. Die Kleider hing an ihm in blutigen Fetzen vom Leib, die Brust war eine Lache, aus der es dick und schwarz herausquoll. Die Männer wollten ihn in die Kammer bringen; aber mit starrem Blick sah der Todwunde nach der Großmutter Bett, und seine wankenden Beine strebten dorthin. So leiteten ihn die Männer, wohin er wollte. Er sank nieder auf das Bett, so daß es über und über mit Blut besudelt ward. Er tastete nach der Hand, und als er sie gefunden hatte, brückte er ein Ding hinein, das seine Faust krampfhaft umschlossen gehalten hatte. „Da, Altmutter, da,“ murmelte er. „Euer Vatenskind läßt Euch grüßen und Euch sagen, es sei Fried im Land. Da ist das Salzfaß zum Zeugnis der Wahrheit.“

Das Pfand war ihm entfallen im Kampfe mit dem Antier. Darum war er nochmals zurückgekehrt. Darüber waren ihm die Wunden, die er mit Noos zugestopft hatte, aufgebrochen.

Die Sterbende betastete das Salzfaß. Da leuchtete es in ihrem Antlitz selig auf. „Gott sei Dank,“ flüsterte sie. „Friede, Friede!“

„Sie stirbt ohne Nachtmahl,“ rief der Sigrift.

„Sie feiert es droben,“ hauchte der Pfarrer. „Rüht Eure Mutter noch einmal,“ raunte er dem Nachtwächter zu, „und dann macht Euch bereit, von Eurem Sohne Abschied zu nehmen. Ihr bringt dem Frieden ein schweres Opfer.“

Sie legten den Burschen sacht auf den Boden. Frauen wuschen ihm die Wunden. Der Vater legte sich neben ihn nieder und sah ihm in die brechenden Augen.

„Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen!“ raunte der Pfarrer. Da versagte ihm die Stimme. Er hatte den Vuben mit den trockigen blauen Augen lieb gehabt. Der Todeskampf begann. Der Vater hielt seinen Sohn umschlungen. Derweilen füllte sich die Stube mit Männern und Frauen. Der Kampf war nicht schwer. Jetzt war es aus. Die Weiber fingen an zu weinen. Der Pfarrer kniete nieder. Da schwiegen alle und knieten gleichfalls. Nur der Nachtwächter blieb an der Seite seines Sohnes liegen.

Der Pfarrer hub an: „Ehre sei Gott in der Höhe —“

Ein Schauer durchlief die Versammlung. Er hatte mit I a u t e r Stimme gesprochen. Der Pfarrer selbst hielt entsezt inne. Er mochte sich fürchten, von neuem zu beginnen. Endlich fuhr er fort. Erschütternd gleich dem Glockengeläute, aber rein und klangvoll schallte es durch die Stube: „— und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Clara Böttin (Bundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von J. G. W. Diez Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.